

CARSTEN BROSDA

MEHR
ZUVERSICHT
WAGEN

WIE WIR VON EINER SOZIALEN UND
DEMOKRATISCHEN ZUKUNFT ERZÄHLEN KÖNNEN

HOFFMANN UND CAMPE





Carsten Brosda

Mehr Zuversicht wagen

Wie wir von einer sozialen und
demokratischen Zukunft erzählen können

HOFFMANN UND CAMPE

1. Auflage 2023

Copyright © 2023 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung: © Rothfos & Gabler, Hamburg

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Albertina MT Pro

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01632-1


HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Für Mara, Alva, Finn und Frida

INHALT

Einleitung

BESSER ERZÄHLEN

- Beppo und Gigi 13
Sagen, was sein könnte 16

Kapitel 1

FRÜHER

- Die Wiese lacht 27
Aufwachsen in der »Brennstoffdemokratie« 30
Die SPD war überall 35
Der heiße Scheiß von gestern 39
Gegen die Nostalgie 43
Den Schuss hören 45

Kapitel 2

AUF DER SUCHE NACH DEM RICHTIGEN WEG

- Wie es angefangen hat und wie es weitergeht 53
»Let Bartlet be Bartlet« 65
Geschichte im Gepäck 70
Das Wichtige tun 83
Als ich im Sterben lag 94
Der Widerspruch unserer Zeit 104

Kapitel 3

RESPEKTVOLLE FREIHEIT

- Wichtiger als alles andere 115
- Freiheitserzählungen vom Fall der Mauer 117
- Spannungsfelder der Freiheit 121
- The Gospel according to Bruce Springsteen (I) 128
- Aktuelle Freiheitsfragen 134

Kapitel 4

NACHHALTIGE GERECHTIGKEIT

- Risse in der Idylle 145
- Erzählungen von der Ungerechtigkeit 151
- Dimensionen der Gerechtigkeit 162
- The Gospel according to Bruce Springsteen (II) 167
- Globale und ökologische Erweiterungen 178

Kapitel 5

ÖFFENTLICHE SOLIDARITÄT

- You'll Never Walk Alone 199
- Die Kraft der Gemeinsamkeit 203
- Spannungsfelder der Solidarität 208
- The Gospel according to Bruce Springsteen (III) 215
- Aktuelle Fragen der Solidarität 220

Kapitel 6

DAS GANZE IM BLICK

- Sowohl als auch 231
- Ungeheuer und Antragsformular: Der Staat 239
- Unsichtbare Hand und Heuschrecken: Der Markt 252
- Leere Plätze und volle Kanäle: Die Öffentlichkeit 262

Kapitel 7

WER HAT DIE BESSEREN ERZÄHLUNGEN?

Erzählungen im Vereinfachungsmodus 273

Libertäre Märchen 275

Moralische Moralisierungen 286

Politik als zuversichtliche Mission 294

Kompetenz und Kunst 303

Schluss

NEUE TRÄUME

Lust auf Komplexität 317

Die Vernunft der Zuversicht 321

DANK 333

ANMERKUNGEN 335

*»We learned more from a three-minute record, baby
Than we ever learned in school.«*

Bruce Springsteen – *No Surrender*

EINLEITUNG

BESSER ERZÄHLEN

BEPPO UND GIGI

Seit ich Politik mache, hadere ich mit Beppo Straßenkehrer. Der alte Mann ist einer der beiden besten Freunde des Mädchens Momo aus dem gleichnamigen Jugendbuch von Michael Ende. Jeden Tag muss er eine scheinbar endlose Straße kehren. Er erklärt Momo, dass das nur mit stoischer Gelassenheit zu schaffen sei. Wenn die Straße so lang sei, dass man glaube, sie nicht bewältigen zu können, dann dürfe man nicht den Fehler machen, auf das Ende der Straße zu schauen. Denn dann fange man an zu zweifeln und versuche sich zu beeilen. Man gerate aus der Puste und werde nicht fertig. Deshalb sei es so wichtig, immer nur an den nächsten Schritt zu denken. Dann würde die eintönige Arbeit sogar anfangen, Spaß zu machen. »Auf einmal merkt man, dass man Schritt für Schritt die ganze Straße gemacht hat«, sagt Beppo. »Man hat gar nicht gemerkt wie, und man ist nicht aus der Puste.«¹

Als sozialdemokratischer Politiker habe ich diese Geschichte oft erzählt, wenn es galt, schwierige und langwierige Aufgaben zu bewältigen. Ich erinnerte dann an die Strategie des Straßenkehrers: Nicht auf das Ende fokussieren! Sondern beharrlich dem Dreiklang von »Schritt – Atemzug – Besenstrich« folgen! Die kleine Geschichte von Beppo stimmt in jedem Fall zuversichtlicher als jene, die viele an-

dere Politiker*innen zu bevorzugen scheinen, wenn sie in ähnlichen Situationen sind: die des armen griechischen Sagenhelden Sisypfos, den man sich laut Albert Camus »als einen glücklichen Menschen« vorzustellen habe.² Dass es glücklich machen und sinnstiftend sein soll, einen Stein bergan zu rollen, nur damit er wieder den Abhang hinunterkullert, habe ich noch nie verstanden. Mir erschien es immer wie der verzweifelte Versuch, die Vergeblichkeit des eigenen Handelns zu bagatellisieren. Ähnlich vielleicht wie in jener Anekdote, der zufolge Willy Brandt sich gewünscht haben soll, auf seinem Grabstein möge stehen: »Man hat sich bemüht.« Doch das ist nicht mehr als eine schöne Legende. Tatsächlich steht auf dem Grabstein in Berlin-Zehlendorf schlicht und ergreifend: »Willy Brandt«.

Das Beispiel von Beppo Straßenkehrer illustriert, was man etwas hochgestochen einen »inkrementellen Politikstil« nennt. Meine Vorgängerin als Kultursenatorin in Hamburg, Barbara Kisseler, hat dieses Konzept auf die Formel gebracht: »Wir lösen die Probleme in der Reihenfolge ihres Auftretens.« Und dieses schrittweise Abarbeiten hat seine Vorteile: Man erledigt das, was man sich vorgenommen hat, sieht unmittelbar Erfolg, verliert nicht den Mut, kann schnell reagieren. Und man kann am Ende des Tages etwas vorweisen – man hat sich nicht in fernen Visionen verloren.

Diese Politik wird meist als »pragmatisch« gelobt. Der sozialdemokratische Bundeskanzler Helmut Schmidt definierte seine Politik Mitte der siebziger Jahre als »pragmatisches Handeln zu sittlichen Zwecken«, um darauf hinzuweisen, dass es auch hier nicht ohne Wertebasis geht.³ Aber der Pragmatismus war eindeutig das Zentrale, der nächste Besenstrich der jeweils wichtigste.

Dennoch frage ich mich immer wieder, wie redlich es eigentlich ist, die Geschichte von Beppo zu erzählen. Schließlich weiß Beppo, wo er hinmuss, was zu tun ist und welche Mittel er dafür zur Verfügung hat. So überschaubar sind die Situationen, in denen Politiker*innen agieren, in der Regel nicht. Gerade in der gegenwärtigen Zeit. Angesichts

von globalen Pandemien, Kriegen, digitalen und technologischen Umbrüchen und der die Lebensbedingungen auf unserem Planeten bedrohenden Klimakrise gerät dieser scheinbar so bescheidene Politikansatz schnell an seine Grenzen. Da er es auch nicht gerade darauf anlegt, Leidenschaft zu entfachen, eignet er sich zudem kaum, Unterstützer*innen für die richtige Sache zu gewinnen.

Vielleicht hilft uns hier der zweite beste Freund von Momo weiter, der bislang deutlich seltener in meinen Reden aufgetaucht ist: Gigi Fremdenführer, der »in jeder Hinsicht das genaue Gegenteil von Beppo Straßenkehrer« ist, wie Michael Ende schreibt.⁴ Der junge Mann schlägt sich mit allerlei Hilfsjobs durch. Am liebsten markiert er einen Fremdenführer, der den wenigen Touristen im Dorf »das Blaue vom Himmel heruntererzählt« und sich bei seinen Führungen so ziemlich alles einfach ausdenkt. Darauf angesprochen, verteidigt er sich: »Wer sagt euch denn, dass die Geschichten in den gelehrten Büchern nicht auch bloß erfunden sind, nur weiß es vielleicht keiner mehr ... Ach, was heißt überhaupt wahr oder nicht wahr? Wer kann schon wissen, was hier vor tausend oder zweitausend Jahren passiert ist? Wisst ihr es vielleicht? ... Wieso könnt ihr dann einfach behaupten, dass meine Geschichten nicht wahr sind? Es kann doch zufällig genau so passiert sein. Dann habe ich die pure Wahrheit gesagt!«⁵

Gigi ist der fröhliche und gut aussehende Hallodri, der sich charmant durchzuschlagen versteht und deshalb irgendwie davonkommt, bis ihn die Grauen Männer bei seiner Eitelkeit packen. Im politischen Raum geriete seine Masche schnell zu jenem postfaktischen Erzählen, das ein Populist wie Donald Trump zur perfiden Meisterschaft gebracht hat. Zu jenem Auflösen aller Wahrheitsbezüge in einem endlosen Strom der erfundenen Behauptungen und Erzählungen, in dem am Ende alle Maßstäbe abhandenkommen, mit denen sich vielleicht noch überprüfen ließe, ob an den Geschichten etwas dran sein könnte. Michael Ende hat das genau im Blick, schließlich legt er seinem

Gigi schon 1973 eine Rechtfertigung in den Mund, die so klingt, als wäre sie erst gestern in ein Mikrophon gesprochen worden: Es sei doch alles nicht so schlimm, schließlich hätten die Leute doch »genau das bekommen, was sie wollten«, sagt Gigi und hat vermutlich nicht einmal unrecht damit.⁶

Auf die Politik übertragen, verkörpern die beiden, Beppo und Gigi, zwei sehr konträre Herangehensweisen bezüglich Form und Stil. Während die einen Politiker*innen redlich und gewissenhaft Problem für Problem abarbeiten und ihnen dabei zuweilen Charme und Aura eines grauen Leitz-Ordners attestiert werden, erzählen die anderen bunte Geschichten, denen zwar jeder Bezug zur Wirklichkeit fehlt, die aber Spaß machen. Die allermeisten, die in Deutschland Politik machen, sind geborene Beppos: lieber knochentrocken seriös und nahe an den konkreten Problemen als locker und flockig, aber ohne die nötige Bodenhaftung. Denn wenn Politik nicht liefert, nützen am Ende auch die unterhaltsamsten Geschichten nichts.

Doch so konträr die beiden Typen sind – es bräuchte eine kluge Mischung ihrer Fähigkeiten. Dass man sich um handfeste Probleme kümmert und versucht, die Gesellschaft zum Besseren zu verändern, spricht nicht dagegen, das Ganze mit überzeugenden Geschichten zu verbinden, ja es vielleicht sogar in eine Erzählung einzubetten, die erleichtert zu verstehen, worum es eigentlich geht.

SAGEN, WAS SEIN KÖNNT

Es spricht nicht nur nichts dagegen, sondern im Gegenteil: Ohne Geschichten geht es nicht! Und es ist die Essenz kulturellen und künstlerischen Wirkens, diese Geschichten in die Gesellschaft zu tragen. Dies wurde mir schlagartig bewusst bei einer Rede des britischen Dramatikers Simon Stephens. Am Sonntagvormittag des 11. Novem-

ber 2018 sprach er bei der 175-Jahr-Feier des Hamburger Thalia Theaters über die Kraft des Geschichtenerzählens. Er warnte eindringlich: »Vielleicht weil wir es vernachlässigt haben, uns ausreichend um sie zu kümmern, sind die Geschichten den Bastarden in die Hände gefallen.«⁷ Er wählte als Beleg für diese Mutmaßung unter anderem eine Anekdote aus der Zeit der Brexit-Kampagne 2016, als einer der ärgsten Befürworter des britischen Austritts aus der Europäischen Union, Michael Gove, im Fernsehen mit den düsteren Vorhersagen von Experten zu den ökonomischen Konsequenzen dieses Schritts konfrontiert wurde. Der Satz, mit dem der konservative Tory-Politiker reagierte, habe ihn, so wie fast alle Liberalen auf der Welt, frösteln lassen, sagte Stephens. Gove wischte damals alle wissenschaftlichen Warnungen mit dem »Argument« vom Tisch: »Ich denke, wir hatten mehr als genug von diesen Experten, oder?«⁸

Zwei Jahre später in Hamburg, der Stadt, die sich rühmt, die britischste auf dem europäischen Kontinent zu sein, berichtete Simon Stephens davon, wie er später mit seinem Sohn über die Expertenfeindlichkeit der Brexit-Befürworter*innen diskutiert habe. Und sein Sohn habe ihm erklärt, dass Gove recht habe. Einer der Gründe dafür, dass die Brexit-Kampagne Erfolg hatte, sei doch gewesen, dass sie sich eben nicht auf Expertenwissen habe verlassen müssen. *Wie bitte?* Der Vater stutzte, aber der Sohn ließ sich nicht beirren. Er fragte seinen Vater: Würdest du plötzlich *für* den Brexit sein, nur weil jemand dir vorrechnet, dass sich das Verlassen der EU für das Vereinigte Königreich wirtschaftlich lohnen würde? Natürlich nicht, war die Antwort des Vaters. Siehst du, so der Sohn, denn es geht nicht darum, wer die besseren Berechnungen oder Statistiken hat, sondern um etwas ganz anderes. Es geht um eine Geschichte Europas, die die Bürger*innen überzeugen kann. Und die hätten die Europa-Befürworter*innen in Großbritannien ganz offensichtlich nicht erzählt. Mit den bekannten dramatischen Auswirkungen und dem folgenden Austritt aus dem gemeinsamen europäischen Projekt.

Simon Stephens zog aus dem kurzen Disput eine wichtige Lehre: Sein Sohn habe recht. »Mehr als je zuvor sollten wir den Drang verspüren, unsere Geschichten besser zu erzählen«, appellierte Stephens. Nur dann könne es gelingen, Menschen an etwas glauben zu lassen, was sie noch nicht sehen können. Dazu reiche es eben nicht aus, es bloß besser zu wissen und das auch wissenschaftlich begründen zu können. Dazu brauche es eine Geschichte, die Emotionen und Zugehörigkeit ermöglichen kann.

»*We all need to tell our stories better.*« Wir alle müssen unsere Geschichten besser erzählen. Als ich am Sonntagmittag aus dem Theater trat, wusste ich: Diese Aufforderung wird mir nicht mehr aus dem Kopf gehen. Doch wo sind die wahrhaftigen Geschichten, die zu erzählen sich lohnt? Warum konzentrieren wir uns so sehr auf die Beschreibung des Gegenwärtigen und vertrauen bloß den Statistiken und methodisch gesicherten Prognosen, mit denen die Politik Tag für Tag versorgt wird, während wir den utopischen Überschuss einer Erzählung des Fortschritts oder auch nur des künftigen guten Lebens vernachlässigen?

Storys sollen die Analyse nicht ersetzen. Dann wären sie bloße Propaganda, faule PR anstelle harter politischer Arbeit. Gigi anstelle von Beppo. Aber Geschichten können politische Veränderungen möglich machen. Schließlich werden in ihnen ein besseres Morgen und die Kraft zu seiner Gestaltung spürbar – emotional und praktisch. Es sind kulturelle Formate wie Songs und Bücher, Theaterstücke und Filme, Bilder und Bauten, in denen sich diese Vorstellungen einer anderen Gegenwart und Zukunft zeigen lassen. Politik hat früher häufig ihre Nähe gesucht. Das zeigte sich etwa in den großen Inszenierungen der ägyptischen Pharaonen oder den Heldenerzählungen mittelalterlicher Höfe. Es sind die großen Epen, die bis heute überdauert haben und die uns erinnern, welchen Werten, Zielen und Utopien frühere Zeitalter nacheiferten. Und es waren die feudalen Herrscher*innen früherer Jahrhunderte, die die Freiheit ihrer Hof-

künstler*innen sicherten,⁹ bevor die Künste zum Gegenstand und Instrument bürgerlicher Kritik wurden.

In der Moderne haben sich die großen Traditionslinien so sehr verworren, dass nichts mehr nur deshalb gilt, weil es gestern schon galt. Deshalb sind Geschichten heute erst recht ein wesentlicher Treibstoff gesellschaftlicher, kultureller und politischer Entwicklungen. Und es ist daher in der Tat entscheidend, dass wir uns für sie interessieren und dass wir sie gut erzählen, wenn wir Politik möglich machen wollen.

Zu Beginn moderner Politik und in den Zeiten der Gründung der Sozialdemokratie schien diesbezüglich manches einfacher zu sein. »Alle große politische Aktion besteht im Aussprechen dessen, was ist, und beginnt damit. Alle politische Kleingeisterei besteht in dem Verschweigen und Bemänteln dessen, was ist.«¹⁰ Diese Worte stammen von Ferdinand Lassalle, der vor hundertsechzig Jahren, im Jahr 1863, mit einem Brief den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gründete und damit nach gängiger Lesart die deutsche Sozialdemokratie ins Leben rief. Was für ein Anspruch: Auf die Fakten kommt es an, sie sind der Ausgangspunkt politischer Programme. Heute, in einer Zeit, in der jeder behaupten kann, was er will, ohne dass wir uns der Mühe unterziehen zu überprüfen, ob da auch etwas dran ist, klingen diese Sätze wirklich revolutionär. »Aussprechen, was ist.« Wie schön wäre es, wenn das gelänge.

Wir haben den Glauben an eine klar benennbare und erkennbare Wirklichkeit verloren. Wir wollen wissen, *warum* etwas so ist. Jede Behauptung braucht Gründe, um akzeptiert zu werden. Und genau hier beginnen die Schwierigkeiten. Gründe müssen nämlich akzeptiert werden. Wer sagt was warum? Das ist immer wieder aufs Neue Gegenstand erbitterter Debatten. Und je länger jemand dabei ist, desto gefährlicher wird es. Weil die Wahrscheinlichkeit steigt, dass andere ermüdet sind von dem Umstand, dass alles schon tausendmal gesagt wurde. Keine gute Aussichten, wenn man hundertsechzig Jahre alt ist.

In diesem Sinne war es früher wohl wirklich einfacher. Doch zugleich irritiert es, wenn sich auf einmal eine merkwürdige Melancholie breitmacht. Erst kürzlich ist eine Studie veröffentlicht worden, der zufolge 56 Prozent der Achtzehn- bis Vierunddreißigjährigen lieber in der Vergangenheit leben wollen, weil es da geordneter und sicherer gewesen sei und es weniger Krisen gegeben habe.¹¹ Aber was ist das für ein Befund, wenn schon die Jüngeren sich nach einer Vergangenheit sehnen, die sie vermutlich gar nicht selbst gelebt haben, sondern die sie nur aus Erzählungen kennen? Ich musste jedenfalls sofort an den Titel eines Buches von Joachim Meyerhoff denken: *Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war*. Wenn schon die Jüngeren melancholisch zurückschauen, wenn sie von besseren Zeiten träumen, dann ist das allemal ein Anlass, unruhig zu werden.

Vielleicht lohnt es daher, bei diesem ominösen »Früher« noch einmal anzusetzen und zu schauen, was seitdem schiefgelaufen ist. Warum es eben nicht mehr reicht, einfach zu sagen, was ist. Und warum auch die Begründungen zunehmend hohler klingen. Warum uns die Gewissheit abhandengekommen ist. Vielleicht hat das ja auch etwas damit zu tun, dass das »Sagen, was ist« eigentlich noch nie ausgereicht hat, sondern immer schon eine Verkürzung war, wie Samira El Ouassil und Friedemann Karig in ihrer Studie *Erzählende Affen* argumentieren, in der sie der Kraft der Geschichten in unserem Alltag und ihrer Bedeutung für unser Weltverstehen nachspüren.

»Aus einem ›Sagen, was ist‹ wurde auf einmal ein ›Sagen, was war‹ und ein ›Sagen, was sein könnte‹. Und irgendwann berichtete man von Dingen, die nicht in oder vor der Höhle existierten und passierten, sondern weit entfernt«, heißt es in dem Buch über frühe steinzeitliche Stammesgesellschaften, die anfangen, in Geschichten ungekannnte, vielleicht drohende Erlebnisse in Gedanken durchzuspielen, um so die Welt mit all ihren Gefahren besser zu verstehen.¹² Daraus wurden dann irgendwann die klassischen Erzählungen, die unsere Weltwahrnehmung prägen. Dabei mischen sich nicht erst heute mit-

unter Fakten und Fiktionen. Erzählfiguren aus Kunst und Literatur rutschen immer wieder in unsere Ordnungsversuche hinüber. Problematisch ist das nicht, solange allen klar ist, dass das Teil unseres Erzählens ist und Fakt und Fiktion unterscheidbar bleiben.

El Ouassil und Karig beschreiben in ihrem Buch ausführlich, was Simon Stephens im Thalia Theater nur skizzenhaft angedeutet hat: Wir versuchen mit den Geschichten, die wir uns erzählen, Ordnung in das Chaos unserer Welt zu bringen. Wir sind in unserer Evolution offensichtlich so geprägt worden, dass unser Gehirn förmlich nach Geschichten sucht, um die vielen und oft kaum zueinanderpassenden Informationen, die auf uns einprasseln, zu strukturieren, um sie verarbeiten zu können, um ihnen einen Sinn zu geben. Das ist weniger eine bewusste Entscheidung, sondern Ergebnis eines langen Entwicklungsprozesses. Ohne Geschichten kämen wir in der Welt nicht zurecht und würden das, was uns geschieht, nicht verstehen.¹³

Deswegen ist Politik, die nicht bloß auf den Erhalt des Status quo aus ist, gut beraten, Geschichten zu entwerfen, in denen sie ausprobieren kann, wie sich die Alternative zum Existierenden denken, beschreiben und erzählen lässt. Gerade weil diese Alternative (noch) nicht sichtbar ist, braucht es Geschichten, in denen sie zumindest spürbar wird, wie Simon Stephens ausführte. Es ist dieser utopische Überschuss unserer alltäglichen Storys, der es uns möglich macht, wie »eine Horde Affen« zu sein, »die innerlich Theater spielt«, wie El Ouassil und Karig schreiben.¹⁴

Wir sind heute längst nicht mehr darauf angewiesen, dass andere für uns Geschichten schreiben, von denen wir uns überwältigen lassen. Vielmehr sind wir alle durch die technischen Möglichkeiten digitaler Plattformen zu Autor*innen unserer eigenen Geschichten geworden, können Storys über uns und unsere Weltsicht ungefiltert produzieren und veröffentlichen. Die Vielstimmigkeit unserer Gesellschaft nimmt unaufhörlich zu. Orientierung ist nur zu haben, wenn es gelingt, durch die Vielfalt hindurch zu gemeinsamen neuen Erzäh-

lungen einer bunten Gesellschaft in einer bisweilen grauen, düsteren Welt zu gelangen. Die britische Rapperin Little Simz beschreibt die gleichermaßen individuelle wie gesellschaftliche Herausforderung: »*We walk in blind faith not knowing the outcome / But as long as we're unified, then we've already won*«.*

Deshalb braucht jede Politik, die Veränderung zum Besseren will, Erzählungen davon, was sein könnte. Sie schaffen das Vertrauen, das es braucht, um gemeinsam einen Weg zu gehen. Erzählungen, die sich dafür eignen, sind gewöhnlich tief in der gesellschaftlichen Alltagskultur verwurzelt. Geschichten, Bilder und Melodien, die auf Resonanz stoßen, finden sich überall. Wenn wir sie politisch ernst nehmen und in einen Zusammenhang setzen, dann können wir aus einem riesigen Reservoir schöpfen. Schließlich ist vieles schon vor uns gedacht worden und liegen geblieben. Vor allem in der Kunst finden sich meist Geschichten und Bilder, die besser sind als alles, was wir in der Politik entwerfen können. Denn parteipolitische Geschichten sind oftmals vor allem strategische Werbung für das eigene Programm und keine freie, utopische Beschäftigung mit den Möglichkeiten von morgen.

Deshalb suche ich in diesem Buch in künstlerischen und populärkulturellen Werken, in Songs, Filmen, Romanen nach Ideen, die uns bisweilen besser als die klügste und längste Abhandlung vor Augen führen und verstehen lassen, wie eine gute Zukunft aussehen könnte. Ich suche nach den Geschichten, die soziale und demokratische Ideen erzählen.

Natürlich sind die Geschichten, die ich hier auswähle, von meiner Biographie und von dem Umfeld, in dem ich aufgewachsen bin, geprägt. Ich schöpfe (manchmal unausgesprochen) aus den Quellen,

* »Wir gehen vorwärts in blindem Vertrauen, ohne zu wissen, was daraus wird / Aber solange wir vereint bleiben, haben wir schon gewonnen« (Musik & Text: Dean Winton / Josiah Cover / Simbiatu Abisola Abiola Ajikawo). [Soweit nicht anders vermerkt: Übersetzung der englischsprachigen Songtexte vom Autor.]

die mir zugänglich waren oder sind – den Songs von Joni Mitchell, Bob Dylan, Patti Smith, Leonard Cohen und Nils Koppruch, den Romanen von Don DeLillo und Toni Morrison, den Filmen von Joel und Ethan Coen oder den Texten von Kurt Tucholsky. Vieles stammt aus den USA oder führt dahin zurück, nicht nur weil ein Jahr in Texas mich geprägt hat, sondern auch weil wir viel lernen können von dem US-amerikanischen Vertrauen in eine gute und kraftvolle Geschichte.

Vor allem aber sind es die Lieder, die mich seit meiner frühesten Jugend durch mein ganzes bisheriges Leben begleitet haben, auf die ich immer wieder zurückkomme. Wenn Bruce Springsteen in dem Song *Factory* von 1978 beschreibt, wie sein Vater morgens zur Arbeit geht, dann führt mich das in eine Welt, die mir noch in jeder Pore steckt: in meine Heimatstadt Gelsenkirchen, in der ich groß geworden bin. In eine Welt, in der harte körperliche Arbeit nötig war, um klarzukommen. »*Through the mansions of fear, through the mansions of pain / I see my daddy walking through them factory gates in the rain / Factory takes his hearing, factory gives him life / The working, the working, just the working life*«.*

Wenn ich das höre, dann spüre ich, was es ausmacht, sich für sich und seine Familie buchstäblich krummzumachen. Keine romantische Ode an die Arbeit, sondern eine düstere Erinnerung in wenigen Versen. Der Song lässt bereits erahnen, warum es wichtig ist sich zusammenzutun, um diese Situation vielleicht zu verändern. Besser als jeder soziologische Text oder jedes politische Programm das jemals könnte. Wenn dann im Konzert einige jener großen Hymnen folgen, in denen Menschen versuchen, aus diesen Verhältnissen auszubrechen, um ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen und jenseits von Schmerz und Leid vielleicht gemeinsam mit anderen das Glück zu

* »Durch die Häuser der Furcht / Durch die Häuser des Schmerzes / Sehe ich meinen Daddy im Regen durch die Fabriktoore gehen / Die Fabrik nimmt ihm das Gehör, die Fabrik gibt ihm Leben / Das Arbeiten, das Arbeiten, nur das Arbeitsleben« (Musik & Text: Bruce Springsteen).

suchen, dann hat das eine Kraft, die nicht nur mitreißend, sondern bisweilen gar sinnstiftend sein kann.

Deshalb lohnt es sich, aus solchen Quellen zu schöpfen, wenn wir frisches Wasser auf die Mühlen einer progressiven politischen Erzählung lenken wollen. Viele dieser Quellen, das bringt diese Betrachtungsweise nun einmal mit sich, entspringen einer vergangenen Zeit und sind in einer spezifischen Kultur verankert, sind damit aber noch lange nicht versiegt. Und erstaunlich viele dieser Quellen führen das gleiche Wasser, aus dem auch die sozialdemokratischen Ideen für eine freie, gerechte und solidarische Gesellschaft geschöpft werden können. Es geht um den Willen zur Menschlichkeit, um die Erfahrungen der Gemeinschaft und um den Wunsch, es besser zu machen als die Vorangegangenen.

Der Countrysänger Willie Nelson hat einmal trefflich auf den Punkt gebracht, warum gerade die Politik sich um solche Quellen kümmern sollte: »Anstatt sich darüber Sorgen zu machen, wie man Eminem oder irgendwelche anderen Rapper wie Lil Black oder Dr. Dre oder Snoop Dogg oder wen auch immer zum Schweigen bringen kann, sollten Politiker darüber nachdenken, warum die so etwas rappen ... Wenn sie in einem gewalttätigen Getto aufwachsen, wie kann man da erwarten, dass sie über Blumen singen? Es ist einfacher zu versuchen, einem jungen Sänger das Fluchen über die Armut auf der Straße zu verbieten, als die Armut auf der Straße selbst zu beenden. Probleme lösen ist schwerer.«¹⁵ Und das stimmt: Wir sollten uns lieber daranmachen, die Ursachen der Wut in den Songs anzugehen, statt uns bloß über die Wut zu echauffieren. Statt sich die Geschichten anzuhören und politische Schlüsse aus ihnen zu ziehen, verharren wir viel zu oft bei Äußerlichkeiten und verlieren uns im Nebensächlichen.

Ich möchte zeigen, wie sich gerade in solchen Geschichten die Kraft finden lässt, die nötig ist, um unsere Gesellschaft sicher durch die Moderne zu führen. Es gibt viele Beispiele dafür, dass hier nicht nur zutreffende Beschreibungen aktueller Probleme, sondern vor

allem auch konkrete Utopien zu finden sind. Die Beispiele, die ich nenne, sind mit meiner Biographie verbunden. Auch mit völlig anderen Werken aus einer völlig anderen Zeit ließe sich zu ähnlichen Ergebnissen gelangen. Entscheidend ist, was uns wichtig ist und was Resonanz findet. Für die Kraft der Kunst, nicht nur zu sagen, was ist, sondern auch was sein könnte, sollte sich Politik dringend mehr interessieren. Die SPD könnte sich in ihr sogar wiederfinden.



Carsten Brosda
Ausnahme / Zustand
Notwendige Debatten nach Corona

128 Seiten, gebunden
ISBN 978-3-455-01046-6
Hoffmann und Campe

Das Coronavirus hat unsere Welt ins Wanken gebracht. Wir stehen vor wichtigen Debatten über die Verletzlichkeit unseres Seins, den Wert gesellschaftlicher Solidarität, den öffentlichen Raum, den Wert wissenschaftlichen Denkens, die Logik des Kapitalismus und die Rolle des Staates. Kultursenator Carsten Brosda beschreibt, wie wir unsere Gesellschaft sozial und demokratisch weiterentwickeln können, wenn wir uns diesen Fragen offensiv stellen. Vor uns liegt eine Zeit, die nach politischer Gestaltungslust verlangt. So können wir sie angehen.



»Rhetorisch bestens konstruiert und wasserdicht.«
Hamburger Abendblatt



Carsten Brosda
Die Kunst der Demokratie
Die Bedeutung der Kultur für eine offene Gesellschaft

256 Seiten, gebunden
ISBN 978-3-455-00840-1
Hoffmann und Campe

Carsten Brosda skizziert die zentrale Rolle von Kunst und Kultur, wenn es darum geht, Freiheiten zu sichern und als Gesellschaft ins Gespräch zu kommen. Kunst irritiert und inspiriert. Sie ist Motor unserer Demokratie und Grundlage von Kreativität und Innovation. Sie stiftet Sinn und begründet gesellschaftlichen Zusammenhang – auch wenn sie ihn in Frage stellt und gerade weil sie sich jeder konkreten Erwartung widersetzt. In diesem Paradox liegt eine Kraft, die wir unbedingt schützen müssen. Eine scharfe Analyse der kulturellen und politischen Aufgaben unserer Zeit und ein grundsätzliches und visionäres Buch über die Voraussetzungen für den Erhalt einer freien und diversen Gesellschaft.



»Ein unaufgeregtes und verblüffend optimistisches Buch über die kulturelle Gegenwart und zwischen den Zeilen eine Liebeserklärung an Kulturschaffende jedweder Provenienz.«
Der Spiegel



Carsten Brosda
Die Zerstörung
Warum wir für den gesellschaftlichen
Zusammenhalt streiten müssen

176 Seiten, gebunden
ISBN 978-3-455-00879-1
Hoffmann und Campe

Klar wie kaum jemand zuvor analysiert Carsten Brosda die Ursachen für das aktuelle Abrutschen der großen Volksparteien in der Wählergunst. Er skizziert die neue, oft kompromisslose politische Landschaft und den wachsenden Einfluss der sozialen Medien, in denen zur Zerstörung der Volksparteien aufgerufen wird. Zerstörung bedeutet aber auch, dass der Blick frei wird auf die Fundamente unserer Demokratie. Kann demokratische Politik ohne Kompromisse und Ausgleich auf Dauer überhaupt erfolgreich sein? Wie können wir der Komplexität der Aufgaben, die vor uns liegen, gerecht werden? Und wie kann die Zukunft der SPD erfolgreich gestaltet werden?



»Hier schreibt jemand, der sich mit der Zerstörung der Gesellschaft nicht abfinden will. Es wäre ein Segen, mehr Politiker von der intellektuellen Brillanz Brosdas auf der Bühne zu haben.«

DIE ZEIT

»Gnadenlos pragmatisch.«
taz